Reisebilder

Autor(en): **Wickihalder, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-749062

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

REISEBILDER

München!

Was wird meine erste Erinnerung sein, wenn ich in der Heimat wieder an München denke?

Münchens Himmel! München hat seinen besondern Himmel; wie eine riesengroße und herrlich blaue Märchenglocke ist er über die Stadt gestülpt und hat gerade noch die Sonne in diese Welt eingeschlossen. Und nun fährt diese Königin, unverhüllt so manchen Tag, in königlichem Prunk die größte Reise am großen Himmel, und spielt in schrankenloser Liebe ihr Lichtmeer, jede Vorstellung beschämend, über die vielen Türmchen des Rathauses und die Kuppeln der vielen Kirchen: — zur Freude der Menschen!

Und dann stürmen die Erinnerungen auf mich ein, eine will die andere, im Glauben des Vorrechts, verdrängen, und, kaum gesiegt, wird sie besiegt.

Ich erinnere mich der vielen Menschen, die durch ungepflegte Straßen eilen, von der Notwendigkeit in ihren Interessen geeint, des Geschmackes beraubt: so zur Masse geworden. Wo blieb eigenen Geistes Regung, Wirkung — das, was die Masse in Menschen auflöst?!

Ich erinnere mich der vielen Soldaten, bedingungslose Opfer der vaterländischen Epidemie, der vielen Verwundeten und Krüppel, die man nach weiser Verordnung noch selten sieht!

Ich erinnere mich der vielen schwarzverschleierten Schatten; des Jammers gequälter Mädchen, die keinen Gatten finden; der vielen schönen Frauen, nächtlich aufgestellt in düstern Ecken volksbelebter Straßen, wartend auf unraubbaren Genuss, oder im Caféeingang sehnsüchtig um die Freude bittend im musik- und lichterfüllten Raum.

Ich erinnere mich des Verzweiflungsschreies, zum Witz erstarrt: Lederersatz, Seifenersatz, Kaffeersatz — *Menschenersatz!!!*

* * *

Es ist nach Mitternacht, und ich bin auf der Fahrt zu meinem Freund, dessen Gesundheit man mit großer Sorgfalt für einen neuen Feldzug wieder hergestellt hat!

Mein Zug, gespenstisch erleuchtet, rast wie Kriegsgeschrei aufhetzend und zerstörend in den schwarzen Raum. Ich blicke rückwärts, ahnungsvoll: Wachsen nun Heere aus dem Boden, von diesem Gespenste gezeugt? Verbeißen sich Menschen ineinander, wahnbefangen? Entsteht die Bewegung, die fürchterlich große Bewegung des einen Geistes?

Seltsam! Alles scheint unberührt, tot. Der Raum bleibt ausgestorben, schwarz.

Das Gespenst hetzt seelischer, tost lauter, tobt, und sein Zorn sprüht glühende Pfeile in den schwarzen Raum.

Seltsam! Der schwarze Raum *bleibt ausgestorben.*

Wie, lebt denn kein Mensch mehr? Sind sie schon alle gemordet?! Jagt das Gespenst blutbetrunken durch den leblosen Raum, schreit und ächzt nach Menschen und findet kein Opfer, nicht ein einziges mehr?! Wird dieses Gespenst durch das Erdengrab fauchen, verzweifelt, als wirkungslose Idee, bis ein Gott, des Schauspiels müde, einen Fels nach seinem Genicke zu schleudern geruht?

So seh' ich aus dem Fenster des letzten Wagens, wenn der Zug sein Geleise krümmt.

* * *

Urplötzlich, wie aus Nichts geworden, funkeln zwei Augen. Dann erblick' ich den ganzen Mann mit seiner fünfzigjährigen Stirne. Vielleicht ist er schon lange in mein Abteil getreten.

Er bricht die Spannung: „Gestatten Sie: Ich bin Vater von drei Söhnen, alle auf dem „Felde der Ehre" gefallen und Mathematikprofessor, jetzt stellenlos, weil ich verrückt bin."

Mich durchfährt ein Blitz vom Scheitel bis zur Sohle; dann fühl' ich eine Hand mein Herz ergreifen: der Herzschlag pocht laut, und der Atem fließt schwer. Aus jeder Wirklichkeit gerissen, bin ich fassungslos und qualvoll bemüht, seine Anrede bald mit einem verbindlichen und furchtlosen Lächeln zu beantworten — doch es wird nicht, es erstickt schon im Anfang unter dem Gefühl der eisernen Hand, die mein Herz würgt, dessen Schlag laut, wie in letzter Stunde, und verzweifelt pocht. Ich reiße meinen Arm aus seiner Starrheit und deute dem Wahnsinnigen, sich zu setzen; mich zwänge ich krampfhaft in die Polsterecke, um so Schutz und Halt zu finden.

Er scheint es genau zu bemerken und lächelt.

„Ich bestätige ohne weiteres, dass ich verrückt bin und Sie werden mir auch glauben, wenn Sie die unerhörten Resultate hören, die meine Berechnungen ergeben.

Wir müssen uns aber beeilen, denn ich fürchte, man wird mich hier bald finden.

Mein Herr, Sie dürfen Ihren Kopf einsetzen, dass in diesem Kriege bis jetzt gegen zehn Millionen Männer gefallen sind. Ich weiß, gegen Zahlen sind die Menschen empfindungslos geworden, deshalb hören Sie ihre Übersetzung:

Lassen wir das Heer dieser Toten in Reihen von je vier Mann an uns vorbeimarschieren, so ergeben sich zwei Millionen und fünfhunderttausend Reihen. Rechnen wir für den Vorbeimarsch der einzelnen Reihe zwei Sekunden, so dauert das ganze Defile fünf Millionen Sekunden oder achtundfünfzig Tage.

Denken Sie, mein Herr, wir müssen achtundfünfzig Tage, Tag und Nacht auf demselben Flecken stehen, bis das ganze Heer der Gemordeten defiliert hat.

Oder stellen Sie sich vor, die zehn Millionen Toten reichen sich die Hände, die Spannweite des Einzelnen zu zwei Meter gerechnet, so würde eine Menschenreihe von zwanzig Millionen Meter entstehen, das ist eine Länge von der Hälfte des Erdumfanges, oder, wenn Sie diese Menschenreihe von Gibraltar weg, der ganzen Küste des mittelländischen Meeres entlang bis Odessa am schwarzen Meer und von hier auf dem Ural durch den Kontinent bis ans nördliche Eismeer aufstellen, so bleiben Ihnen noch so viel Menschen übrig, die ausreichen, über die zackige Küste von Skandinavien, Deutschland, Frankreich, Spanien und Portugal Ihren Ausgangspunkt: Gibraltar, wieder zu gewinnen! Und wissen Sie, mein Herr, was das heißt!? Mit den Toten haben sie *Europa* eingefasst!

Rechnen wir ferner die Blutmenge des Menschen zu fünf Kilogramm, so ergibt sich ein Gewicht von fünfzig Millionen Kilogramm verflossenen Blutes — — —“

Wieder packt jene unheimliche Hand mein Herz, und meine Augen schweifen unruhig umher, suchen einen festen Punkt, sich daran zu halten.

„Fünfzig Millionen Kilogramm verflossenes Blut,“ wiederholt er und beobachtet scharf die Wirkung seiner Worte. Langsam führt

er seine Rechnung weiter, vergleicht die Blutmenge mit Niederschlagsmengen und Seen, doch ich höre ihn nur undeutlich und bin noch nicht über diesen ersten grauenhaften Satz hinweg, als eine Krankenschwester die Türe öffnet, der Wahnsinnige aufspringt und sie bei der Hand fasst.

Die Schwester streicht ihn sanft, deutet mir mit ihren Augen und fügt noch die Worte bei: „Verzeihen Sie bitte; drei Söhne sind ihm gefallen."

* * *

Das Garnisonsstädtchen ruht in seinem traumgeängstigten Schlaf. Wolken eilen über die Häuser hinweg wie fliehende Gespenster. Und wenn Gespenster fliehen, — wie viel eher sollten die Menschen fliehen!

Es ist bald ein Uhr in der fürchterlichen Nacht.

Vom Bahnhof her leuchten heimtückisch drei Laternen.

Ein Laut, der keine Mutter hat, fällt aus der Luft und bohrt sich in meine Seele.

Die Stille lässt die Welt im Innern wie ein Meer erbrausen.

Mein Freund und ich hasten stumm und ergriffen zum Bahnhof, wo sich die versammelt haben, die sterben sollen: der Wachtmeister und hundert Soldaten.

Die Körper der Soldaten zucken, von ihren Seelen gepeinigt, den meisten unbewusst.

Zwei sind betrunken.

Einer leiht dem Schrei seines Innern den gellenden Hahnschrei.

Viele trachten durch bequeme Stellung in eine gewisse Empfindungslosigkeit hinüberzugleiten.

Ein eingeschrumpfter Gefreiter steht dem Bahnhofvorstand im Wege; als er ihn mitleidig anspricht, springt der Gefreite, aufgeschreckt, mit halb unterdrücktem Schrei zur Seite.

Ein zynisches Gesicht lacht über mich und meinen Strohhut.

So äußern alle ihre besondere Form für das gleiche Gefühl namenloser Traurigkeit und namenloser Furcht vor der Zukunft.

Der Zug fährt unerbittlich ein. Die Bewegung der Soldaten wächst; bei Einzelnen in Ekstase.

Die Braut des Wachtmeisters lacht und gibt ihm viele lachende Blumen. Er lacht auch und einige Umstehende lachen auch. Viele jauchzen und schreien maßlos.

Der Zug fährt. Plötzlich bemerken sie es und stürmen ans Fenster und winken und rufen — nicht Hurra, sondern irgendeinen Laut, den Sonntagslaut der Verzweiflung — und Viele wissen es nicht.

Nur einer hat die natürliche Form des Schmerzes gefunden und ist, fassungslos weinend, zusammengesunken.

Eine Woche später schreibt mir ein Soldat aus dem Felde: „Erinnern Sie sich noch des Wachtmeisters mit den Blumen? Er ist mit der Hälfte des Transportes am ersten Tag im Felde gefallen. Diese Tatsache wird Ihnen alles deuten!“

* * *

Ich atme den irdischen Himmelsdunst irgendeiner Friedenskirche. Am Altar klebt ein Zettel; schreit ein Mensch durch das Gebet:

Liebe, allmächtige Marie!
Ich hab' dir dieses Gedicht gemacht,
dass es dir wohl gefällt.
Mein Vater ist in der schrecklichen Schlacht;
gib acht, dass er nicht fällt.
Marie, man sagt, du bist allmächtig,
und jeden Augenblick im Tag fleh' ich zu dir,
drum sei dem armen Kinde gnädig,
hilf meinem Vater, damit hilfst du mir.
Du weißt, wir sind sehr ärmlich
und ohne unsern lieben Vater
würd' unser Leben ganz erbärmlich.
Marie, das kannst du nicht zulassen,
dass unser Leid noch größer wird
Marie! Marie! Sie wird mich nicht verlassen,
Ich weiß, dass sie mir helfen wird!!
Amen! *Deine Elisabeth.*

Stürmisch, beschwörend hängt das Gebet, formal das größte, hoch über allen andern! Ich stehe erschüttert vor dem Dokument grässlicher Qualen. Käme doch dieses Mädchen in diesem Augenblick, um sein Gebet zu verrichten: es muss eine junge, schöne Elisabeth sein, mit Augen, deren Wünsche zu erfüllen Maria nicht widerstehen kann.

Bevor ich die Kirche verlasse, lese ich nochmals das Gedicht, bleibe bei einer Säule stehen und warte, ich weiß nicht weshalb.

Dem Seitengang entlang schwebt langsam, schlank und schwarzgekleidet, ein zehnjähriges Mädchen, stellt sich vor den Altar der

Maria, zeigt ihr ihr schönes Gesicht voll Schmerz und zeigt ihr die Augen voll Trauer und denkt.

Plötzlich reißt Elisabeth ihr Gedicht vom Altar, drückt es mit Mädchenkraft zur Papierkugel, zögert einen Augenblick und wirft sie der Maria ins Gesicht.

Dann beginnt sie heftig zu schluchzen und langsam verlässt sie, fürchterlich enttäuscht die Kirche.

MÜNCHEN, Oktober 1917 HANS WICKIHALDER

Anmerkung der Redaktion: Das Manuskript musste wegen Raummangel leider bis heute zurückgelegt werden.

□□□

ADRIAN VON ARX

(15. OKTOBER 1847)

Komme ich zu spät mit meinem post festum geschriebenen Artikel? Oder ist nicht jeder Zeitpunkt recht, um etwas nachzuholen, was man versäumt hat? Mich dünkt, man *müsse* einmal diesem Manne in dieser Zeitschrift für schweizerische Politik und Kultur ein Wort des Dankes sagen. Für den geistigen und moralischen Schutz, den er vielen Miteidgenossen vor und während der Kriegszeit geboten hat. Für den herzwarmen, sorgenvollen Anteil, den er als Nationalrat und Publizist in jenen historischen Tagen genommen hat, als große nationale Fragen im Brennpunkt der Diskussion standen, Secretan am politischen Horizonte wetterleuchtete, die Ador, Fazy, de Meuron, Borella mit den germanozentrisch orientierten Ratskollegen die Klingen kreuzten. Danken einem Manne von glühender Vaterlandsliebe und doch frei von rauschendem Schützenfestpatriotismus. Einem Politiker, der versteht, die Tagesfragen an großen Ideen zu orientieren und die prosaisch trockene Alltagspolitik mit einem Schimmer von Poesie zu durchleuchten. Dem berufenen und sozusagen einzigen Vertreter eines Großteils der deutschen Schweiz, dem parlamentarischen Sprecher jener geistigen Elite, die nach einer nationalen Renaissance ausschaut und die besten Namen unseres Landes umfasst.

Im Schicksalsjahr 1847 kam Adrian von Arx in Bern zur Welt. Er studierte in Zürich, Heidelberg, Leipzig und Genf Rechtswissenschaft. Erfüllt mit den freiheitlichen Ideen der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre kam er nach Olten und praktizierte als Anwalt. Früh sprang er in das pulsierende politische Leben seines Kantons und entfaltete in der liberalen (freisinnigen) Partei eine fruchtbare Tätigkeit. Sein Heimatbezirk schickte ihn vierunddreißigjährig in den Kantonsrat. 1892 und 1912 war er Präsident, und 1908 krönte seine politische Laufbahn die Wahl in den Nationalrat.

Seine parteipolitische und juristische Wirksamkeit soll uns hier nicht beschäftigen; die rechte Bedeutung dieses Mannes liegt auf einem andern,